

Christian Wolff

Reformation in der Krise –

ein kritischer Blick in die Zukunft der Kirche

Vortrag auf der Tagung der Ruheständler

der Evangelischen Kirche im Rheinland

Haus der Evangelischen Kirche Bonn, 14. März 2018

1 Das Reformationsjubiläum im Rückblick

Mitte Januar und abseits der großen Politik, abseits medialer Aufmerksamkeit, abseits der Antennen aufmerksamer Zeitgenoss/innen, abseits kirchlicher Geistesgegenwart, aber dennoch mitten in Deutschland wurde am westlichen Rand von Nordrhein-Westfalen ein skandalöser Akt von Kulturbarbarei betrieben: Der Dom St. Lambertus von Immerath, ein neoromanischer Kirchenbau aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, musste dem Braunkohleabbau weichen und wurde abgerissen. Die Wochenzeitung „DIE ZEIT“, eines der wenigen Medien, die überhaupt von dem Abriss berichteten, schrieb dazu unter der Überschrift „*Wer stoppt den Wahnsinn*“:

Von den Parteien in Nordrhein-Westfalen ist kein Einspruch zu erwarten, sie sind Teil des RWE-Systems. Von den geistig erloschenen Kirchen erst recht nicht.

„*Geistig erloschene Kirchen*“. Das in einer alles andere als kirchenfeindlichen Zeitung zu lesen, schmerzt – vor allem deshalb, weil Vieles, allzu Vieles dafür spricht - leider auch im Jahr Eins nach dem großen Reformationsjubiläum. *Geistig erloschene Kirchen* – steht das also am Anfang der Zeit nach dem Jubiläumsjahr 2017?

Das wäre sicher viel zu pauschal und ungerecht. Darum möchte ich im Rückblick kurz (und auch pauschal) an die wunderbaren Ergebnisse des Reformationsjubiläums erinnern:

- eine Fülle von Luther-Biographien und Büchern über Reformationsgeschehen im 16. Jahrhundert
- Tausende gut und klug vorbereiteter Veranstaltungen fanden statt: Gottesdienste, Konzerte, Vorträge, Feste.
- durch die öffentliche Kommunikation, nicht zuletzt durch den Playmobil Luther, war unter den Deutschen jedes Alters das Wissen über das 16. Jahrhundert wahrscheinlich nie so umfangreich wie im vergangenen Jahr.

Die Kritik, die Friedrich Schorlemmer und ich zu Papier gebracht haben, setzt da an, wo die von der Kirche zu verantwortenden Jubiläumsfeiern nie wirklich gelandet sind bzw. einen großen Bogen gemacht haben: beim Zustand unserer Kirche im 21. Jahrhundert.

1.2 Unbehagen

Das Unbehagen über die Art und Weise, wie das Reformationsjubiläum kirchenoffiziell aufgebaut war, setzte bei mir relativ früh ein. Dabei erschien mir die Dramaturgie der Reformations-Dekade zunächst durchaus verheißungsvoll. Aber als 2014/15 noch immer kein einheitliches, in der Öffentlichkeit gut kommunizierbares Motto der Evangelischen Kirche für *ihr* Jubiläumsjahr erkennbar war, begannen meine Zweifel – und damit stehe ich sicherlich nicht alleine. Diese wurden gestärkt, als man ab 2013 das Luther-Logo mit dem Leitspruch „*Am Anfang war das Wort*“ bzw. „*Luther2017*“, über das man sich mit den staatlichen Stellen geeinigt hatte, zu „*r2017*“ wechselte bzw. doppelte – ein Label, mit dem man kaum Kirche in Verbindung bringen konnte. Hinzu kam, dass der Ratsvorsitzende der EKD Heinrich Bedford-Strohm die Parole ausgab: Wir feiern 2018 ein „Christusfest“ und zwar zusammen mit der katholischen Kirche. Damit wollte er die ökumenische Perspektive des Reformationsjubiläums unterstreichen, erweckte aber auch den Eindruck, als handele es sich bei der Reformation im 16. Jahrhundert um einen Unglücksfall der Geschichte, den wir jetzt zu bereinigen hätten. Wo aber blieben die Fragen: Wie gestaltet sich Christsein in einer säkularen Gesellschaft? Welchen Platz hat Religion im öffentlichen Raum? Wie sieht es mit der Präsenz und der Erkennbarkeit der Kirchengemeinden vor Ort aus – insbesondere auch im öffentlichen Raum?

1.3 Ein mögliches Motto: Freiheit, Bildung, Verantwortung

Als ich im Februar 2015 im Rahmen eines lockeren Beisammenseins mit Menschen, die nur eine lose Bindung zur Kirche haben, gefragt wurde, was feiert ihr eigentlich 2017, sah ich mich aber herausgefordert, die Gesprächspartner nicht im Regen stehen zu lassen. Also beschrieb ich drei Schwerpunkte, die wir im weiteren Nachdenken an der Thomaskirche in drei Begriffe zusammengefasst haben: **Freiheit, Bildung, Verantwortung** – Begriffe, die im säkularen Bereich kommunizierbar, im gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Diskurs höchst aktuell und anhand derer die Errungenschaften der Reformation darstellbar sind. So etwas hätte ich mir gewünscht: ein Motto, das sich nicht abnutzt und inhaltliche Impulse setzt – nach innen und nach außen. Drei Begriffe, an die immer neu angeknüpft werden kann und die theologisch, kirchlich, politisch durchbuchstabiert werden können. Begriffe, die ausreichend kritische Potenz beinhalten, um uns vor Selbstbeweihräucherung zu schützen.

1.4 Kirchentage am Weg – ein Flop

Als sich dann die parallel zum Berlin-Wittenberger 36. Deutschen Evangelischen Kirchentag stattfindenden „*Kirchentage am Weg*“ (Erfurt, Dessau/Roßlau, Erfurt, Halle/Eisleben, Jena-Weimar, Leipzig, Magdeburg) Ende Mai 2017 insgesamt als Flop erwiesen und das völlig überdimensionierte Format vor allem in Leipzig offenbar wurde, wurde eine doppelte Krise sichtbar: Krise des Jubiläums und Krise der Kirche. Mich hat vor allem befremdet, wie die offiziellen Kirchenvertreter sich auf einer bilanzierenden Pressekonferenz in Leipzig (27. Mai 2017) die desaströsen Zahlen schönredeten: Statt der 50.000 seien es immerhin 15.000

Menschen gewesen, die in Leipzig an dem Kirchentag teilgenommen hätten. Verschwiegen wurde, dass in der Zahl 15.000 die 7.000 ehrenamtlichen Mitwirkenden (einschließlich der Bläser/innen) einbezogen waren. Besonders ärgerlich: Nicht zuletzt aufgrund der Prognosen hatte man sich in Leipzig einen städtischen Zuschuss von 900.000 Euro gesichert. Dass jetzt hämische Kritik derer laut wird, die immer gegen eine städtische Unterstützung waren, darf niemanden verwundern. Wir haben uns als Kirche in einer säkularen Stadt wie Leipzig damit einen Bärendienst erwiesen. Das wird uns noch schwer auf die Füße fallen.

1.5 Die Selbsttäuschung

Doch zurück nach Wittenberg: Dort fand am 28. Mai 2017 vor der Stadtsilhouette Wittenbergs der große Abschlussgottesdienst des Berlin-Wittenberger Kirchentages statt. Schon zu Beginn des Gottesdienstes wusste man genau, dass sich bei strahlendem Wetter 120.000 Menschen versammelt hatten. Dabei konnte jeder, der sich mit Massenveranstaltungen auskennt, am Bildschirm abschätzen, dass sich auf den Elbwiesen höchstens 70.000 Menschen befanden. Zugegeben: Auch das sind sehr viele Teilnehmer/innen. Nur: Warum der Zahlenfetischismus? Dahinter verbirgt sich das, was Schorlemmer und ich „*Selbsttäuschung*“ nennen. Daran ändert auch die mehr als schmalbrüstige Abwehr der Kritik nichts: Es komme nicht auf Quantität, sondern auf Qualität an. Plötzlich ist dann bei Margot Käßmann das Kneipengespräch mit 30 Teilnehmer/innen mehr wert als der Vortrag vor 1.000 Menschen. Genauso täuschen wir uns seit Jahrzehnten über den schlechten Gottesdienstbesuch hinweg – nach dem Motto: Mir sind sieben Menschen, die bei der Predigt zuhören, lieber, als 300, die „nur“ wegen der Musik oder den eigenen Kinder oder, oder, oder kommen.

Doch es waren nicht nur die peinlichen Zahlenspielerien, die Verärgerung auslösten. Mit zunehmender Ent-Geisterung verfolgte ich den Gottesdienst auf den Elbwiesen am Fernsehschirm. Da wurde nicht ein Choral geschwiege denn ein Takt aus der reformatorischen Musiktradition gesungen oder zu Gehör gebracht – stattdessen der übliche Kirchentagssound. Warum bei diesem Gottesdienst die Predigt in Englisch gehalten werden musste, bleibt ebenso rätselhaft wie die Tatsache, dass offensichtlich bei der Vorbereitung niemand auf die Idee gekommen ist, sich anlässlich des Reformationsjubiläums der Herausforderung zu stellen: Wie könnte im Jubiläumsjahr eine lutherische „Deutsche Messe“ für das 21. Jahrhundert gestaltet und gefeiert werden? Am 30. Mai 2017 erlebte ich dann vor der Leipziger Nikolaikirche folgende Szene: ein afrikanischer Chor, offensichtlich anlässlich des Kirchentages in Deutschland, sang alle vier Strophen von „*Ein feste Burg ist unser Gott*“ in der Landessprache und in vier unterschiedlichen Choralsätzen.

1.6 Das Memorandum

Anfang Juni haben sich Friedrich Schorlemmer und ich dann zusammengesetzt und wir haben etliche Stunden diskutiert – und drangen schnell zu einer zentralen Fragestellung vor: Wie

kann es sein, dass 500 Jahre Reformation gefeiert werden, aber die gegenwärtige, tiefgreifende Krise unserer Kirche, die nicht nur Ende Mai offen zu Tage getreten ist, dabei keine Rolle spielt und nicht thematisiert wird? Die Diskrepanz war mit Händen zu greifen: Hier das Jubiläum, in Vielem überdimensioniert und an den Menschen vorbei organisiert – und dort die Gemeinden, die insbesondere in Ostdeutschland an vielen Orten einem dramatischen Erosionsprozess ausgesetzt sind und sog. Strukturveränderungen durchführen sollen, die weniger Probleme lösen als diese verschärfen und neue schaffen. Der Bonner Pfarrer Siegfried Eckert hat es in seinem „Resümee einer halbherzigen Reformationsdekade“ (Deutsches Pfarrerberblatt 12/2017, S. 716ff) auf den Punkt gebracht:

Dieser staatstragende Fassadenprotestantismus, der um die Eliten buhlt und seinen eigenen Leuten die kalte Schulter zeigt, konnte die Herzen der Menschen nicht erreichen. (S. 717)

Das wollten Schorlemmer und ich thematisieren, eine Auseinandersetzung anmahnen und damit vor allem auf den Umstand hinweisen, dass schon ganz viel von dem weggebrochen ist, was Kirche ausmacht.

2 Traditionsabbruch – eine lange Geschichte der Selbsttäuschung

Diese Art von Verleugnung der Wirklichkeit hat eine lange Geschichte. Von 1977 bis 1992 war ich Gemeindepfarrer in Mannheim. Jedes Jahr trat zahlenmäßig eine komplette Gemeinde aus der Kirche aus. Und wie haben wir darauf reagiert? Überhaupt nicht – da schließe ich mich ein! Wir haben weiter Stellen geschaffen, Sonderpfarrämter eingerichtet, Gemeinde- und Tagungshäuser gebaut - und nur ganz, ganz wenige haben die damaligen Zahlen hochgerechnet und kamen zu einem Ergebnis, das heute durch die Realität mehr als bestätigt wird: Wenn in den 70er und 80er Jahren Menschen im Alter zwischen 20 und 30 Jahren die Kirche verlassen haben, dann wird sich das in 30-40 Jahren, also heute, potenzieren. Denn diese Menschen werden kaum ihre Kinder taufen lassen. Und diese sind inzwischen so alt, dass sie ebenfalls eine Familie gründen ... Mit diesem Exodus ging und geht einher ein Traditionsabbruch, der inzwischen (nicht nur in Ostdeutschland) dramatische Ausmaße angenommen hat und bei zu vielen Menschen zu einer beängstigenden Inhaltsleere ihrer Existenz führt. Gleichzeitig führt das zu einem Bedeutungsverlust der Kirchen und einem Selbstauszehrungsprozess vieler Gemeinden. Machen wir uns nichts vor: Das alles ist nicht nur schmerzlich für die Kirche, es hat auch tief greifende gesellschaftliche Folgen. Damit stehen Fragen an, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen: Wie wirkt sich der Traditionsabbruch aus – kirchlich, kulturell, gesellschaftlich? Wie begegnen wir ihm? Welche Bedeutung messen wir der Kirchengemeinde vor Ort und ihrer personalen Ausstattung bei?

Leider spielten diese Fragen 2017 – wenn überhaupt – nur eine untergeordnete Rolle. Wie auch, wenn diejenigen, die die Selbsttäuschung zum Programm machen, ein solches Jubiläum organisieren. Im Juli 2017, also mitten im Jubiläumsjahr - gaben die beiden großen Kirchen die

Zahlen zur Mitgliedschaftsbewegung im Jahr 2016 bekannt. Demnach verlor die evangelische Kirche 530.000 Mitglieder (im Saldo sind es 325.000). In den Medien ließ die EKD aber verlautbaren (vgl. <https://www.ekd.de/EKD-Statistik-Hohe-Verbundenheit-der-Kirchenmitglieder-26671.htm>):

Der – so wörtlich – „*leichte*“ Rückgang sei vor allem auf den demografischen Wandel zurückzuführen; das kirchliche Leben habe sich als weitgehend stabil erwiesen; es gebe erstmals seit drei Jahren mehr Eintritte und Taufen als Austritte.

So kann man sich die Tatsache, dass 2016 190.000 Mitglieder aus der Kirche ausgetreten sind, auch schönreden: Man vergleicht Äpfel mit Birnen, statt den 190.000 Austritten die 25.000 Eintritte, den 340.000 Sterbefällen die 180.000 Taufen gegenüber zu stellen. Matthias Dobrinski überschrieb seinen Bericht über das Zahlenwerk in der Süddeutschen Zeitung sehr zutreffend: „*Die Basis der Kirche bröckelt leise.*“ (Süddeutsche Zeitung vom 21. Juli 2017, <http://www.sueddeutsche.de/panorama/austritte-in-die-basis-der-kirche-broeckelt-leise-1.3598355>)

3 Zwischenbemerkung

Dieses „Leise“ wollten wir mit unserem Memorandum verstärken. Zuvor aber haben wir uns gefragt: Ist es sinnvoll, wenn zwei Theologen, die nicht mehr aktiv im kirchlichen Dienst tätig sind, sich kritisch zu Wort melden? Ich weiß, wie ich selbst in meiner aktiven Zeit auf Äußerungen von Ruheständlern reagiert habe. Allerdings weiß ich auch, dass dies wesentlich davon abhängt, wie ich inhaltlich zur vorgebrachten Kritik stehe. Margot Käßmann jedenfalls sprach auf der Pressekonferenz zum Abschluss des Reformationssommers Anfang September 2017 von „*zwei alten Männern*“. Natürlich muss man sich als Ruheständler vor der Selbstüberhöhung schützen: *Je älter wir werden, desto besser waren wir*. Letztlich haben wir uns dazu entschlossen, das Memorandum zu veröffentlichen – und zwar über außerkirchliche Medien. Nach meiner Beobachtung, aber auch nach vielen Gesprächen mit Journalisten herrschte unter ihnen ein großes Unbehagen über den Verlauf des Jubiläumsjahres.

Nicht uninteressant ist die Konstellation der Autorenschaft: Schorlemmer, ostdeutsch sozialisiert, ein „89er“, im übergemeindlichen Bereich tätig und ein theologisch wie literarisch versierter Publizist; ich selbst aus Westdeutschland kommend, ein bekennender „Alt-68er“ und 38 Jahre als Gemeindepfarrer zunächst in einem Dorf in der Rheinebene, dann in einer Stadtteilgemeinde Mannheims und schließlich im Zentrum Leipzigs tätig. Entgegen mancher Vermutungen war ich in den vergangenen 22 Jahren in Leipzig kein sog. City-Pfarrer, losgelöst von der Basis, der sich nur bei Empfängen aufhält, Promis durch die Kirche führt und das Privileg genießt, Kulturevents moderieren und bei Auftritten des Thomanerchors in der ersten Reihe sitzen zu können. Die Kirchengemeinde St. Thomas ist zahlenmäßig eine der größten in Sachsen. Seit 1992 hatte ich das ganze Programm der Gemeindegarbeit von der Andacht in der Kita bis zur Beerdigung zu absolvieren, gravierende Strukturveränderungen einschließlich

Gemeindevereinigung und neue Nutzungskonzepte für eine Kirche mit zu verantworten.

4 Reformation: in der Krise

Nun ist für Schorlemmer und mich unstrittig: Jede Reformation setzt eine Krise voraus. Das war vor 500 Jahren nicht anders. Darum kann ein Reformationsjubiläum nur dann angemessen begangen werden, wenn neben den Errungenschaften, die sie hervorbrachte, die krisenhaften Momente unserer Kirche heute benannt werden. Dabei werden wir – auch unter Berücksichtigung des neutestamentlichen Gebrauchs des griechischen Wortes κρίσις im Sinn von Gericht Gottes - zwei Dinge zu beachten haben: die Notwendigkeit eines selbstkritischen Blicks auf das eigene Tun und die Bereitschaft zur Umkehr bzw. Umsteuerung – also Beichte und die Bitte um Vergebung, genau das, womit die Reformation 1517 begonnen hat. Schließlich lautet die erste der 95 Thesen:

Als unser Herr und Meister Jesus Christus sagte: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen“, wollte er, dass das ganze Leben der Glaubenden Buße sei.

Um diesen selbstkritischen, auch demütigen Blick geht es. Darum sind die Reaktionen der Verantwortlichen der EKD, r2017 und der Reformationsbotschafterin Margot Käßmann auf das Memorandum für mich zwar nachvollziehbar, aber dennoch unverständlich. Ich kann nicht begreifen, dass ein kritischer Geist wie Margot Käßmann in Wittenberg sagen kann (<https://www.mdr.de/kultur/themen/debatte-reformationsfest-friedrich-schorlemmer-christian-wolff-refjahr-100.html>):

Ich sehe keine tiefe strukturelle oder inhaltliche Krise der Kirche.

Doch man muss nur die Collegienstraße in Wittenberg verlassen und ein paar Schritte in welche Himmelsrichtung auch immer gehen – und die krisenhaften Zustände sind mit Händen zu greifen:

Sechs Ortschaften, sieben Kirchen, fünf Kirchenvorstände, drei Friedhöfe, 900 Gemeindeglieder, noch ein Gemeindepfarrer, dessen Stelle aber bald halbiert werden soll.

Wie soll hier das erfüllt werden, was ich auf der Homepage der EKM gelesen habe (<https://www.ekmd.de/aktuell/social-media/fuenfhundertundmehr.html>):

Sie (die Reformation) kann zum Beispiel dadurch weitergehen, dass mir mein Pfarrer das Evangelium näher bringt und mir zeigt und hilft, es auf meine Lebens(um)welt zu beziehen.

4.1 Ernüchterndes Beispiel der Erosion

Lassen Sie mich die Krise an einem Befund jenseits konkreter Gemeindestrukturen verdeutlichen. 2010 starb im Gemeindegebiet der Thomaskirche eine ältere Dame. Sie hatte regelmäßig den Gottesdienst und Gemeindeveranstaltungen besucht. Ihren Mann hatte ich

kirchlich bestattet. Mehrfach führte ich mit ihr in ihrer Wohnung seelsorgerliche Gespräche. Durch einen Nachbarn erfuhr ich von ihrem Tod und erhielt gleichzeitig die Nachricht, dass sie nicht kirchlich sondern anonym bestattet werden soll. Ich wandte mich telefonisch an den Sohn, der mir ziemlich ruppig zu verstehen gab, ich solle mich da heraushalten; das sei seine Entscheidung. Er beendete abrupt das Gespräch. Wir haben dieses Erlebnis zum Anlass genommen, genauer zu prüfen: Wie viele Kirchenmitglieder werden eigentlich nicht kirchlich bestattet? Das ernüchternde Ergebnis: Es sind ca. 50 Prozent. Im Pfarrkonvent haben meine Kollegin und ich das zur Sprache gebracht. Das Ergebnis: Fast alle bestätigten die Zahl, aber wir haben – weder vorher noch nachher – darüber offen und lösungsorientiert geredet. All das ist ein Alarmsignal, das sehr viel über den Zustand unserer Kirchengemeinden (und unserer Gesellschaft) aussagt:

- Kompetenzverlust in einem Kerngebiet von Seelsorge und Verkündigung: Vergänglichkeit und die Botschaft von Gottes neuer Welt.
- Vereinsamung in der Gemeinde
- Mangel an zielgerichteter Arbeit
- Gesellschaftlich: Niedergang der Beerdigungs- und Trauerkultur

Entscheidend ist: Wenn so viele Kirchenmitglieder nicht mehr kirchlich bestattet werden, dann läuft bei uns etwas falsch.

In diesem Zusammenhang möchte ich auf eine bissige Glosse von Udo Feist in „zeitzeichen“ Nr. 1/2018 S. 51 verweisen, die so beginnt:

Man dürfe die Digitalisierung nicht verschlafen, heißt es dieser Tage wieder und wieder in der Kirche. Schlicht verpennt hat sie darüber indes das Entschlafen der Frau E.

Dann schildert Feist, wie Frau E., aktiv in der Gemeinde, sich nicht „in jenes WhatsApp-Schiff rettete, das sich Gemeinde nennt“, aber damit aus dem Fokus der Gemeinde geriet und einsam starb.

Was da offenbar wird? Etwas sehr Elementares: **der Verlust an Menschennähe**. Darüber müssen wir reden – und wie wir diesem begegnen können; natürlich auch darüber, in welchem Verhältnis wir digitale und analoge Kommunikation sehen.

5 In der Krise: Reformation

Dazu möchte ich nun noch ein paar inhaltliche Anregungen geben und dabei den Dreiklang Freiheit, Bildung, Verantwortung aufgreifen.

5.1 Freiheit

Seit Jahren werden in vielen Landeskirchen Debatten über Strukturveränderungen geführt. Auslöser dafür sind abnehmende finanzielle Möglichkeiten als Folge des Mitgliederschwundes. Im Ergebnis geht es sehr häufig darum, den Gebäudebestand und das Personal zu konzentrieren und zu reduzieren sowie neue Zuschnitte der Kirchengemeinden zu

finden. Allerdings: Reformatorisch ist an solchen Konzepten oft wenig. Denn ihnen mangelt es vor allem an einer kritischen Bestandsaufnahme vor Ort – unter der Fragestellung: Sind wir den Menschen nahe genug? Diese haben wir völlig unabhängig von den finanziellen Engpässen zu tätigen. Es sollte uns stutzig machen (und freuen!), dass publizistische Beobachter die Menschennähe immer wieder anmahnen – wie Anne Françoise Weber am 31.10.2017 im Deutschlandfunk (http://www.deutschlandfunk.de/reformationsjubilaeum-kirche-muss-vor-ort-ueberzeugen.720.de.html?dram:article_id=399524):

Die meisten Menschen werden die evangelische Kirche weiterhin eher an ihrer Präsenz vor Ort messen. Und nur, wenn es dort überzeugende und offene Angebote ohne Kirchenmuff und Selbstgefälligkeit gibt, wird für sie die Botschaft der Reformation dauerhaft interessant sein.

Dazu passt, was Detlef Pollack auf der EKD-Synode im November 2017 geraten hat (<https://www.ekd.de/Synode-2017-4-schwerpunktthema-prof-dr-detlef-pollack-muenster-30298.htm>):

sich vor allem um diejenigen zu kümmern, die in der Kirche sind, genauer: noch in der Kirche sind und an ihrem Rande stehen.

Wie kann uns das gelingen? Dazu haben wir im letzten Kapitel des Memorandums einiges Grundsätzliches ausgeführt. Konkretisiert werden muss dies vor Ort.

Der Glaube braucht ein Zuhause in einem menschlichen, einem sehr persönlich betreffenden, Vertrauen schaffenden sowie in einem vertrauten, aber nicht beengenden und andere ausschließenden Umfeld. Menschen suchen ein solches Umfeld in einem identitätsstiftenden Territorium samt seiner besonderen Traditionen, auch ein Zuhause in ihrer Kirche, vor allem in ihrer Gemeinde vor Ort.

Noch einmal: Das entscheidende Kriterium für Strukturveränderung muss sein: **Wie können wir größtmögliche Menschennähe erreichen?** Diese Frage hat für mich auch aus wirtschaftlichen, finanziellen Gründen Priorität. Denn wenn Menschen vor Ort keine personale Präsenz erleben, werden sie der Kirche den Rücken zukehren; werden – statt mit dem Anrufbeantworter des „geviertelten“ Pfarrers zu sprechen – beim Beerdigungsinstitut sofort den Prediger bestellen. Darum möchte ich - in Umkehrung des Mottos des EKD Reformprozesses „Kirche der Freiheit“ in „Freiheit der Kirche“, und zwar der Kirchengemeinde vor Ort - sehr dafür plädieren, dass die Planungen und Vorgaben von Strukturveränderungen von unten nach oben zu geschehen haben. Thomas Kaufmann betont am Schluss seines Buches „Erlöste und Verdammte. Eine Geschichte der Reformation“ zu Recht die reformatorische

Organisationsvision der Kirche, die von der Gemeinde her gedacht und angelegt ist.

Das bedeutet aber: Jede Kirchengemeinde muss sich befreien von institutioneller Bevormundung (und auch selbstverschuldeter Unmündigkeit) und sich fragen:

- Welche Ziele wollen wir in den kommenden Jahren verfolgen?
- Wen brauchen wir dafür?

- Was wollen/können wir dafür einsetzen?

Oder noch grundsätzlicher:

- Warum muss es unsere Kirchgemeinde am Ort X geben?

Für diesen Prozess sollte man sich viel Zeit nehmen, sich von allen Vorgaben von oben befreien, aber die politische Kommune, Schulen, Vereine einbeziehen – und sich dabei verbieten, zu früh über Geld zu reden. Die Frage der Finanzierbarkeit steht am Ende und nicht am Anfang eines Reformprozesses. Die Digitalisierung ermöglicht und befördert einen solchen Prozess.

5.2 Bildung

Eine wesentliche Errungenschaft der Reformation war die Verbindung von Glaube und Bildung als Grundvoraussetzung für das Priestertum aller Gläubigen.

5.2.1 Glaubensbildung

Der Bildungsanspruch des Glaubens muss auch im Gemeindealltag eingelöst werden: von der Kita angefangen über Gottesdienst und Unterricht bis zur Sterbebegleitung. Schließlich ist es eine wichtige Aufgabe, den Glaubensfundus von einer Generation an die nächste weiterzugeben: **Glaube bildet, bildet Glauben**. Ohne Bibelkenntnis und ohne den Rückgriff auf das christliche Traditionsgut werden wir als Christen und Kirche in einer säkularen und multireligiösen Gesellschaft nicht angstfrei, überzeugt und überzeugend leben können. Dass dieses in lebendiger, ansprechender, zeitgemäßer Form zu geschehen hat, versteht sich – aber leider nicht von selbst. Darum sollten wir vor Ort kritisch prüfen, wie es mit der Glaubensbildung in der Gemeindefarbeit aussieht: in der Kita, in der Christenlehre, in der Kurrende, im Konfirmandenunterricht, im Kirchenvorstand, im Alten- und Pflegeheim und welche Initiativen möglich sind (Gründung von Ausbildungsstätten). In einem sollten wir ganz klar sein: Selbstsäkularisierung wird uns weiter marginalisieren. Darum plädiere ich für eine elementare und fundamentale Ausrichtung unserer Bildungsarbeit, um gerade so allem Fundamentalismus und aller Banalisierung zu widerstehen.

5.2.2 Gottesdienst

Ein wichtiger Ort der Glaubensbildung ist der Gottesdienst. Er ist und bleibt das Zentrum kirchlicher Arbeit:

Der Gottesdienst ist nicht nur theologisch, sondern auch soziologisch die wichtigste kirchliche Veranstaltung.

stellte Detlef Pollack auf der EKD-Synode im November 2017 fest. Darum bedürfen die Gottesdienste der Qualifizierung und Professionalisierung – und zwar in den drei Kernbereichen: Liturgie, Kirchenmusik, Predigt. Wir sollten immer wieder daran anknüpfen und darauf aufbauen, dass Luther die **Liturgie** demokratisierte, indem die Menschen am Gottesdienstgeschehen beteiligt wurden. Mit der **Kirchenmusik**, insbesondere mit der

Vertonung des biblischen Wortes, wurde eine universal zu verstehende Sprache entwickelt und gleichzeitig ein neues Medium der Verkündigung geschaffen. Durch die zentrale Stellung der **Predigt** wurde der Gottesdienst zu einer öffentlichen Bildungsveranstaltung. Das Wort Gottes wurde zum kritischen Maßstab für das Leben der Menschen in den gesellschaftlichen Bezügen: Trost und Schärfung des Gewissens können so ein getröstetes Gottvertrauen wecken. Wir sollten nicht unterschätzen, wie hoch die Erwartungen der Menschen sind, die einen Gottesdienst aufsuchen. Wir sollten keinem/r Gottesdienstbesucher/in unlautere Motive unterstellen, wenn sie zum Gottesdienst kommen. Im Gegenteil: Wir sollten alles dafür tun, damit Menschen die Teilnahme am Gottesdienst als Gewinn erfahren.

5.2.3 Ausbildung

Zum Bildungsauftrag der Kirchen gehört auch, für eine solide Ausbildung des Personals zu sorgen. Philipp Melanchthon ist es zu verdanken, dass er den Beruf der Pfarrerrinnen und Pfarrer an die universitäre Ausbildung gebunden hat. Das ist eine Errungenschaft, die wir nicht infrage stellen sollten. Allerdings bedeutet das nicht, dass damit die Ausbildungssituation gut ist. Angesichts der Herausforderungen unseres Berufs ist auch hier eine kritische Bestandaufnahme vonnöten. Denn wir brauchen, wie Thomas Kaufmann treffend formuliert, *eine wagemutige, streitbare evangelische Geistlichkeit, die mit überkommenen Rollenmustern bricht und in der seelsorgerischen Predigt und der theologischen Argumentation ihre Hauptaufgabe, ihr Kerngeschäft sieht*

Thomas Kaufmann, Erlöste und Verdammte, S. 426

und eine Debatte darüber. Doch ein noch viel größeres Problem sehe ich darin, dass der Pool, aus dem wir den Nachwuchs für das hauptamtliche Personal gewinnen können, mit einer zahlenmäßig kleiner werdenden Kirche auch immer kleiner wird. In einem solchen Prozess schlägt abnehmende Quantität leider auch in abnehmende Qualität um. Auch darum ist ein hoher Qualitätsanspruch an die Glaubensbildung vor Ort nötig.

5.3 Verantwortung

In unserem Memorandum fragen Schorlemmer und ich:

ob sie (die Kirchengemeinden) ihrem Auftrag nach Matthäus 28 noch gerecht werden: zu den Menschen zu gehen; ihnen die Grundsätze des christlichen Glaubens zu vermitteln; das biblische Welt-, Gottes- und Menschenbild zu entfalten; Rechenschaft über unsere Hoffnung abzugeben gegenüber jedermann; sie durch die Taufe von allen Ängsten um das eigene Ich zu befreien; sie durch Gottvertrauen und einen wachen Geist zu stärken und „die herrliche Freiheit der Kinder Gottes“ (Römer 8) mitten in allen Zweifeln und aller Verzweiflung zu leben.

Damit ist unsere Verantwortung angemahnt, also die Antwort auf den Auftrag Jesu, in alle Welt und zu den Menschen zu gehen. Was das konkret für den ländlichen Raum wie für den

städtischen Bereich bedeutet, das gilt es neu durchzubuchstabieren. Im ländlichen Raum kann Kirche in dreifacher Hinsicht Verantwortung wahrnehmen:¹

- **Verantwortung für die Menschen vor Ort**
Dafür müssen die Kernkompetenzen der Kirche eingesetzt werden: Seelsorge, Verkündigung und Glaubensbildung.
- **Verantwortung für eine gute Entwicklung des Ortes**
Die Kirchgemeinde sollte „*Motor, Moderator und Motivator*“ sein einer Entwicklung, die kleine Ortschaften (wieder) lebensfähig macht und vor dem Ausbluten bewahrt: das Dorf als GmbH, als „*Gemeinschaft mit berechtigter Hoffnung*“. Das bedeutet aber, dass die Kirchgemeinde auch personal präsent und ansprechbar bleibt.
- **Verantwortung für ein offenes gesellschaftliches Klima**
Kirche hat ein hohes Maß an Verantwortung für das, was sich gesellschaftspolitisch entwickelt: kulturelle und religiöse Offenheit, Gastfreundschaft den Fremden gegenüber, Motor der Integration, Träger und Verteidiger der demokratischen Vielfalt und natürlich auch die Wahrnehmung des prophetischen Wächteramtes sowie Pflege der Tradition.

Für den städtischen Bereich sehe ich derzeit drei Möglichkeiten (ich nenne das auch gerne: Einflugschneisen) für eine missionarisch ausgerichtete Gemeindegearbeit:

- Gezielt Jugendliche, die in einem atheistischen, säkularen Umfeld aufwachsen, ansprechen, am Konfirmandenunterricht teilzunehmen. Ich halte es für sehr lohnend, Jugendliche in der wichtigen Findungsphase zwischen 12 und 15 Jahren zu begleiten und ihnen ein glaubwürdiges, später abrufbares Orientierungsangebot zu machen. Das setzt voraus, dass wir ein qualitativ ansprechendes Programm aufstellen. Gleichzeitig sollte die Konfirmandenzeit durch intensive Elternarbeit begleitet und aufgewertet werden.
- Junge Erwachsene, die nach Orientierung suchen, für die Erwachsenentaufe gewinnen, also Glaubensbildung zu betreiben. Inhaltlich verweise ich auf das Kapitel „Katechismus“ in unserem Memorandum – ein Versuch, die wesentlichen Inhalte des Glaubens zusammenzufassen.
- Für junge Familien, die durch die Kinder neu nach dem ethischen Grundgerüst ihres Lebens fragen, ansprechbar sein und entsprechende Angebote machen (über die Kita und über das Angebot an alle Familien, wo ein Elternteil der Kirche angehört, aber die Kinder nicht getauft sind).

¹ Hier verdanke ich einem Arbeitspapier des „Evangelischen Dienst auf dem Land“ der EKD wichtige Anregungen.

Wenn ich es richtig sehe, wurden diese existentiellen Aufgaben unserer Kirche im Jubiläumswahljahr wenn überhaupt nur am Rande thematisiert.

6 Schluss

Was ich Ihnen vorgetragen habe, sind subjektive Einschätzungen und persönliche Anregungen. Natürlich stehen dahinter auch konkrete Erfahrungen. Letztlich liegt es an jeder Kirchgemeinde, an jedem von uns, wie sie, wie wir damit umgehen. Von einem allerdings bin ich überzeugt: Wenn wir den Aspekt der „Menschennähe“ vernachlässigen, dann geben wir nicht nur ein entscheidendes Glaubensgut auf. Schließlich leben wir von der Menschennähe Gottes. Wir gefährden dann auch die Kirche als Ganzes. Menschennähe setzt aber eines voraus: Offenheit den Menschen, den sehr unterschiedlichen Möglichkeiten des Lebens und des Glaubens, der Welt gegenüber. Die Offenheit angstfrei zu praktizieren, also Menschen mit Neugier, Empathie, Anteilnahme und Liebe zu begegnen und sie als Geschöpf des einen Gottes zu achten, ihnen unabhängig von ihrer religiösen Überzeugung, ihrer persönlichen Lebenssituation beizustehen, das erfordert Gewissheit – das schönste Geschenk des Glaubens.

Christian Wolff, Pfarrer i.R.

info@wolff-christian.de

www.wolff-christian.de